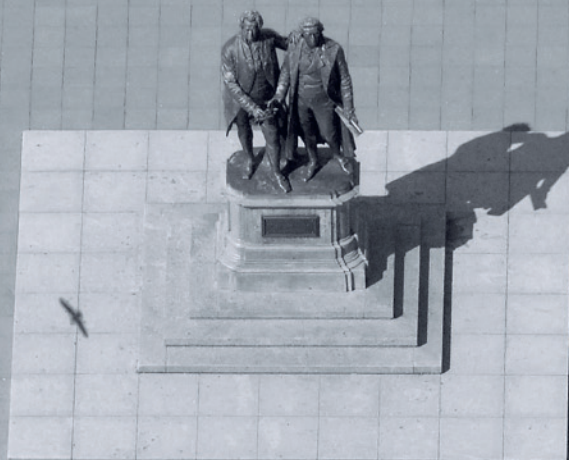




# Peter Gülke



## *Mein Weimar*



*Insel*





Peter Gülke  
*Mein Weimar*

Insel Verlag

Erste Auflage 2019

© Insel Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17817-0

*Mein Weimar*



**Zweierlei »Mein«.** Vor fast achtzig Jahren lernte ich bei Fräulein Rauch in der Pestalozzi-Schule, »mein« sei ein besitzanzeigendes Fürwort. Weimar indes, überhaupt eine Stadt als Besitz anzuzeigen – Welch eine Anmaßung! Im Sinne von Verwurzelung und Prägung besitzt sie mich hundertmal mehr als ich sie. Um es bei dieser Auskunft nicht zu belassen, sondern um Vergessen zu verlangsamen, Sonden vorzuschieben, mich weimarisch, als Sohn der Stadt, zu definieren, schreibe ich hier – und um Dank zu sagen.

»Mein« bezeichnet aber nicht nur Besitzanspruch, es schränkt auch ein. Jeder erinnert eine andere Stadt. Manche Viertel habe ich kaum kennengelernt, in manche Straßen bin ich nie gekommen, andere tausendmal gegangen. Je nach dort Erlebtem, nach den Menschen, die dort wohnten, Schulkameraden, die man mochte oder mied, Häusern, die man als einladend oder abweisend empfand, haben sie eigene Temperaturen – Überreste aus Zeiten, da der Gesichtskreis des Kindes sich allmählich weitete, man in entfernteren Gegenden herumzustrolchen begann. Insgesamt ist das eine kompliziert verflochtene Erinnerungs-Geographie mit Haupt- und Nebenadern, unterschiedlichen Wärme- und Helligkeitsgraden, leicht oder schwer greifbaren Anhalten. Nicht fern liegt der Vergleich mit mentalen Strukturen, oft oder selten, gern oder ungern benutzten Gedankenwegen, »Denk-Furchen«.

Wenn wir Erinnerungen in bestimmte Richtungen auf die Reise schicken, erreichen sie zuweilen unvorhersehbare Stationen. Dem unmittelbar Erlebten, halbwegs sicher Gewußten entnehmen sie Anhalte für nicht unmittelbar Erlebtes, indirekt Erfah-



renes, die in Bereiche vorzudringen erlauben, bei denen ich von »meinem Weimar« kaum sprechen dürfte – fast unwillkürliche Erinnerungen knapp vor Prousts »mémoire involontaire«. Freilich gibt's auch Löcher im Heraufgerufenen, den Launen eines hier nostalgisch gefrässigen, dort irrlichternden Gedenkens geschuldet, das die Scheinwerfer der Aufmerksamkeit sehr willkürlich lenkt.

Fern von Beschwerden eines in der Endrunde manövrierenden Lebens ist es das Recht der Jüngeren, vorwärts zu leben, eine Stadt samt allem, was sie bietet, mehr als Nutzobjekt denn als Hallraum wahrzunehmen. Alte sollten mit Erinnerungen nicht protzen, nicht zu viel Aufmerksamkeit einfordern – auch, da Geschichte für sie aus jeder Dachrinne tropft und qua Masse suggeriert, alles sei wichtig und mitteilenswert. Derlei Erinnerung erscheint im Blick auf die offenen Lebenshorizonte der Jüngeren leicht als verspätete Machtprobe von Leuten, die sich zurückhalten sollten.

Die sind im übrigen, was tatsächlich Geschehenes anbelangt, nicht unbedingt verlässlich, selbst wenn sie sich bemühen, es zu sein. Vergangenheit bzw. Geschichte sind keine Tresore, worin Daten, Geschehnisse in ihrer puren Faktizität überdauern, und selbst wenn, wären diese nicht abrufbar. Gerade wenn man sich der Positivität des Geschehenen verantwortlich weiß, es möglichst direkt zu fassen versucht, erfährt man, daß eine beschriebene Tatsache nicht die Tatsache selbst ist. Je klarer sie in der Erinnerung zu stehen scheint, desto mehr sollte man dieser mißtrauen. Überdies gehört zur Kenntnis dessen, was sich ereignet hat, die Ahnung, was sich hätte ereignen können. Abgesehen davon, daß der Rückblickende auch unter sicher fixierten Daten auswählt, schon damit also Partei nimmt: Idealerweise müßte er von einer Position ausgehen, für die die jeweiligen Ereignisse in der

Zukunft liegen, müßte Vergangenes als Zukünftiges, als »vergangene Zukunft« (Reinhart Koselleck) darstellen, in der, was tatsächlich eintrat, eine von mehreren offenen Möglichkeiten war. »Die Personen in der Vergangenheit entschwinden uns immer mehr – und wollen wir davon sagen, muß es Dichtung sein«, hat eine der interessanten Frauen des klassischen Weimar, Charlotte von Kalb, am Ende ihres Lebens gemeint.

Eines mag Alte entschuldigen: daß der Gedanke, demnächst abtreten zu müssen, zuweilen geringer wiegt als der, die letzten zu sein, die manches noch wissen, wichtige Menschen, Geschehnisse noch im Gedächtnis haben, und daß dieses Wissen mit ihnen endgültig in die Grube fahren wird. Auch das steht hinter der Zähigkeit, mit der sie an einem nur noch eingeschränkt lebbareren Leben hängen. Eine fast Hundertjährige kann tagelang jubeln, weil sie auf einer zerknickten Postkarte von anno dunnemals, winzig klein gedruckt, nahezu unleserlich, den Namen des ihr längst unerreichbaren Dorfes gefunden hat, in dem sie aufgewachsen ist. So sind die Alten! Der Radius des Erlebens verkleinert, der Resonanzboden indes vertieft sich, Erleben und Erinnern werden zunehmend eins. »Der Gegenwart zeitgenössisch, ihr wahrhaft zugehörig ist derjenige, der weder vollkommen in ihr aufgeht noch sich ihren Erfordernissen anzupassen versucht. Insofern ist er unzeitgemäß; aber eben diese Abweichung, dieser Anachronismus erlauben es ihm, seine Zeit wahrzunehmen und zu erfassen.« (Giorgio Agamben) – damit können die allemal rückbezogenen Alten sich trösten.

»Zukunft braucht Herkunft« – auf der Linie von Odo Marquards griffiger Formel ließen sich Überlegungen anschließen, weshalb Rückbindungen wichtiger werden in Zeiten, da beschleunigte Lebenstempi und das Dauerfeuer läppischer Informationen nicht zu ertragen sind ohne die Möglichkeit, schnell

wegzuschieben, schnell zu vergessen. Das Quantum dessen, was man »gnädigem« Vergessen anheimgeben sollte, wächst in beängstigendem Maße. »Man bedenke, daß mit jedem Atemzug ein ätherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt«, schrieb der alte Goethe an Carl Friedrich Zelter, »so daß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnern. Diese hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu schätzen, zu nützen und zu steigern gewußt«.

Wie auch immer Weimar sich mir als aufgeschlagenes Buch, als Palimpsest darbietet, wo hinter jüngeren Einträgen allenthalben ältere durchschimmern – ob ich zwischen, unter den Zeilen genauer lese als Jüngere, bezweifle ich; jedenfalls anders.

**Parkgänge.** In den letzten Kriegsjahren bin ich oft durch den Park zur Am Horn wohnenden Großmutter, der »Horn-Oma« Auguste Gülke, geb. Vulpius, gelaufen, habe sie auf Spaziergängen begleitet. Später erlebten wir Totenrituale der Roten Armee: Soldaten schritten zur Melodie *Unsterbliche Opfer* hinter einem langsam fahrenden Wagen, auf dem, im offenen Sarg blumenumkränzt, der Tote lag. Bei Dunkelheit war's gefährlich, weil geflohene Soldaten im Park versteckt und an Zivilkleidung interessiert waren. Auch der Schulweg führte durch den Park: am Christiane-Becker-Denkmal vorbei, auf dessen Rückseite Ernst von Wildenbruch aussichtslos mit Goethe – auf der Vorderseite – konkurriert, den ›Euphrosynen-Abstieg‹ hinunter über die Naturbrücke an der Ilm entlang, beim Puschkin-Denkmal vorbei über die Schillerstraße.

Vor dem Gartenhaus haben wir in den fünfziger Jahren bei der Heuernte geholfen und an Sommerabenden Nachtigallen schla-



Abb. 1 Blick auf Goethes Gartenhaus

gen hören, die Abende begünstigten zweisame Spaziergänge und Studentenverlöbnisse; »und dem Liebenden gönnet, daß ihm begegne sein Glück«, bittet Goethe die Nymphen auf der unterhalb des Römischen Hauses angebrachten Tafel. An etlichen Stellen haften unvermeidliche Erinnerungen: Bänke, auf denen die Horn-Oma gesessen hat; das Borkenhäuschen, um das herum ich, neben meinem gala-uniformierten Vater stolz herlaufend, die in der Schule aufgeschnappte Auskunft loswerden mußte, Kriege seien nötig, weil es zu viele Menschen auf der Welt gäbe, und er mir böse in die Parade fuhr: Wie ich's finden würde, wenn wir – Mutter, Geschwister, Vater, ich selbst – zuviel wären; der Ilmbogen unterhalb vom Borkenhäuschen, wo der alte Professor Münnich mich beschwor, musikalische Ambitionen aufzugeben: Es reiche nicht, er meine es gut; nach einem heftigen Stasi-Verhör bin ich nachts durch den Park geschlichen und mußte an das von Liebeskummer in den Selbstmord getriebene Fräulein von Laßberg denken.

James Joyce, danach gefragt, weshalb er nie nach Dublin zurückgekommen sei, hat geantwortet, er sei doch nie weggegangen. So könnte auch ich antworten. Allerdings habe ich die Erfahrung, daß man über Heimat besser Bescheid weiß, wenn sie fern, fast verloren ist, gründlicher machen müssen; er hätte jederzeit zurückgekonnt, ich hingegen, republikflüchtiger Verbrecher, nicht. Daß die DDR bald zerbröseln würde, konnte keiner ahnen, die Verhältnisse schienen lebenslänglich verordnet. Bei Hamburg an der Elbe sitzend habe ich zu berechnen versucht, vor wieviel Tagen das vorbeifließende Wasser übers Wehr bei der Schaukelbrücke gerauscht war.

Nun, nach Jahrzehnten »Exil« und etlichen Ortswechsellern zurückgekehrt, überfällt's mich auf Parkgängen manchmal symbol-süchtig: Bis zum letzten Augenblick versuche ich offenzuhalten,

welche Wegabzweigung ich nehmen werde, versuche an der Freiheit eines Flaneurs zu nippen, der im Sinne von Paul Valéry's »possible à chaque instant« ganz und gar auf die Unmittelbarkeit der Situation bezogen sein will, im Blick aufs fällige Entweder-Oder bis zum letzten Moment die kleine Freiheit offenhält. So lehrt der Park – ost- und westwärts durch Straßen begrenzt, nördlich und südlich in die Landschaft hinauslaufend bzw. ins ländliche Oberweimar mündend – jene eingeschränkte Beliebigkeit, in der wir uns allenthalben bewegen, auch musizierend: Einerseits werden wir von der Partitur auf vorgebahnte Wege gewiesen, andererseits wollen wir unsere Spontaneitäten gegen- und miteinander ausspielen.

Oder ich erinnere die Situation, in der all dies versperrt war, lasse die Gedanken laufen, die bei einem seit Studienzeiten vertrauten Sonett vom jung verstorbenen Du Bellay haltmachen, das von unerreichbarer Heimat redet und oft mir durch den Kopf gegangen ist. Warum bewegt es mich jetzt so, da ich's doch nicht mehr »brauche«? – als hätte sich in fast fünfhundert Jahre alten Worten der Bodensatz aufgestauter Sehnsüchte gesammelt, als wüßten die Worte die Stimmungen noch, in denen ich sie damals mir vorgesagt habe: »...Quand reverrai-je, hélas, de mon petit village / Fumer la cheminée, et en quelle saison / Reverrai-je le clos de ma pauvre maison, / Qui m'est une province, et beaucoup davantage?« – »Wann, ach, werde ich in meinem kleinen Dorf den Rauch aus den Kaminen steigen sehen, zu welcher Jahreszeit den Garten meines kleinen Hauses wiedersehen, ein ärmlicher Besitz und noch viel mehr?«

Mittlerweile gehöre ich zu den treuen Parkgängern, vielleicht bin ich der treueste. Bei jedem Wetter, zu jeder Tages- oder Nachtzeit unterwegs, finde ich stets einen anderen Park und sage dem Gartenhaus-Besitzer, wenn ich vorbeikomme, eines seiner

Gedichte vor. Hörte er manches von ihnen von Bäumen, Fluß und Mond, der »Busch und Tal mit Nebelglanz« füllt, sich zugeprochen, mußte er nur ganz Ohr sein und schnell aufschreiben, wie kein anderer es konnte? So zu fragen legt derjenige nahe, der den Fluß bittet, seinem »Sang Melodien« zuzuflüstern.

Das sollte man nicht als metaphorisierenden Übersprung, als poetisch aufgeplusterte Rätselrede abtun. »Wollen wir uns finden«, so Hugo von Hofmannsthal, »dürfen wir nicht in unser Inneres hinabsteigen: draußen sind wir zu finden, draußen«.

»**Bitte nicht berühren**«. Ohne die Schildchen geht es nicht, anderenfalls würde jeder zweite der durch die Gedenkorte flutenden Besucher Tische, Stühle, Kommoden etc. befummeln. Wer hätte nicht Lust, im Gartenhaus einmal auf dem Sitzbock Platz zu nehmen – ohne Aussicht, auch nur zu einem einzigen Satz inspiriert zu werden, wie Goethe Tausende geschrieben hat; welcher Musiker hätte nicht Lust, am Frauenplan die Tasten des Hammerflügels zu schlagen, auf dem der junge Mendelssohn »Lärm gemacht« hat, wie der Hausherr launig verlangte?

Musikinstrumente, im Gartenhaus, am Frauenplan, im Stadtschloß, in Tiefurt, verdeutlichen es drastisch: Sie wollen, müssen gespielt werden. So unterschiedlich die Beweggründe sein mögen – respektvolle Bewahrung hier, stupide Wertanhäufungswut dort –, der Vergleich mit altitalienischen Geigen liegt nahe, die, von Überreichen erworben, in Banksafes verbannt und zum Tod durch Nicht-schwingen-Können verurteilt werden.

Ähnlich Häuser und Wohnungen: Wie Instrumente gespielt werden wollen, so wollen sie benutzt, bewohnt werden, allemal als Hohlformen von Leben gebaut, das in ihnen stattfinden soll.

Dieses aber – die andächtige Hilflosigkeit vieler Besucher spiegelt es wider – ist in den Gedenkortern erloschen, wenn auch in verschiedenen Graden: Im immer noch »geselligen«, eine Lebensform widerspiegelnden Tiefurt, in einzelnen Räumen in Dornburg und Großkochberg haben sich Reste erhalten, auch in den Arbeitsklausen der Dichter – dorthinein kann man den diktierend auf und ab gehenden Goethe, den am Schreibtisch den Duft fauliger Äpfel atmenden Schiller halbwegs noch projizieren. Anderswo, in den Repräsentationsräumen der Schlösser, sind derlei Reste einstigen Lebens kaum noch zu erspüren, auch nicht im vorderen Trakt am Frauenplan.

Das Wissen darum sollte im staunenden Betrachten mitenthalten bleiben, anderenfalls es uns schockartig erwischt: Gewiß hat Schloß Belvedere auch seinerzeit monatelang leer gestanden – um die herzogliche Familie dann, im Sommer mit frischer Luft auf der Höhe, abwechslungsreich kalkulierter Räumlichkeit und wunderbaren Ausblicken zu verwöhnen. Heute indes fordert eine von riesigen Prunkvasen bis zu kleinen Porzellanfiguren reichende Inflation hochfürstlicher Nutzlosigkeiten dazu auf, bewundert oder in ihrer Skurrilität witzig gefunden zu werden. Dabei dürfen dem Besucher Geduld und Atem ausgehen, auch angesichts des Mißverhältnisses von Kunstfertigkeit und minimem Nutzwert der nach Staatsbesuchen rasch beiseite gelegten Mitbringsel. Von einigen unterschiedlich gelungenen Porträts abgesehen, fragt man leicht verstimmt nach der Arroganz derer, die das sich leisten konnten, vielleicht im prahlerischen Ausstellen konkurrieren mußten – der Weimarer Hof galt doch als vergleichsweise schlicht! Oder man versucht, sich den Respekt vor der handwerklichen Kunst von solchen Fragen nicht verderben zu lassen.

Stünde der Zeugniswert nicht außer Zweifel, müßten wir von einander multiplizierenden Überflüssigkeiten sprechen: Bedarf



der Nippes eines solchen Rahmens? Auf welche andere Weise indes bekäme das Gebäude Inhalt? Was André Malraux zum »imaginären Museum« gesagt hat, das die Exponate aus ihrem Lebenszusammenhang reißt, wird hier im Extremfall vorgeführt, zumindest auf eine Belehrung darüber hinauslaufend, wie sternenweit gesellschaftliche Üblichkeiten von Zeiten gerückt sind, die uns in anderen Zeugnissen vertraut erscheinen. Deshalb brauchte die Bitte, nichts zu berühren, im Schloß Belvedere nicht so häufig wie anderswo plaziert zu werden; am ehesten laden Exponate zur Berührung ein, die vom einstmaligen Leben direkter reden als in Glasvitrinen aufgereichte Figürchen, denen man Pablo Nerudas Lobpreis vernutzter Gebrauchsgegenstände entgegenhalten möchte.

Allerdings klingt die Rede vom »Befummeln« geringschätziger, als die palpatorischen Gelüste verdienen. Man sollte Auskünfte zu magischen Wirkungen körperlicher Kontakte, vom Herüberfließen heilender Kräfte beim Berühren heiliger Personen oder Gegenstände, von Reliquien etc. nicht vorschnell als abergläubisch abtun. Damit geriete auch Goethe unters Verdikt, der eine an Ulrike von Levetzows Urgroßvater gerichtete Handschrift Friedrichs des Großen in die Hand bekam, sie restaurieren ließ, gar bedichtete: »Das Blatt, wo seine Hand ruht, / Die einst der Welt geboten, / Ist herzustellen fromm und gut. / Preis ihm, dem großen Toten«. Der vermeintliche, Goethes »fromm und gut« widersprechende Fetischismus beginnt schon bei der erwärmenden, persönlich verbürgten Authentizität handgeschriebener Briefe.

»Bitte nicht berühren« reagiert auf unwiderruflich eingetretenen Abstand, bezeugt und vergrößert ihn.

**Kindergeographie.** Je jünger wir sind, desto kräftiger schreibt bei ihr Phantasie mit, auch im Bedürfnis, sich bei Spielgenossen auf der Straße – damals kam selten ein Auto vorbei – interessant zu machen; wohl auch, weil eine Grenze zwischen der »ersten«, wichtigsten Realität, dem Vertrauensraum der eigenen Familie und Wohnung, und dem Außen von Straße und Nachbarschaft gezogen sein will. Zwar waren wir schon ein Stück weit hinaus über den Stolz, nicht mehr an Nikoläuse, Weihnachtsmänner und Osterhasen zu glauben, nicht jedoch über die Lust, Gehörtes, Gesehenes fabulierend zu vergrößern. Was zu bösen Übertreibungen führen konnte: Ein grummeliger alter Mann in einem Häuschen vor der Linksbiegung der damaligen Luisen-, jetzt Humboldtstraße geriet in die Rolle der Hexe bei *Hänsel und Gretel* dank des Verdachts, er sei ein Menschenfresser. Näher an der Wahrheit war das Gemunkel, vor kurzem sei eine alte Hexe gestorben, die auf dem »Silberblick« gewohnt, über laute Kinder gezetert, manchmal nach ihnen mit dem Spazierstock geschlagen habe; das war Elisabeth Förster-Nietzsche, der nicht nur Onkel Walther Vulpinus seine Aufwartung machte, sondern auch der, den Golo Mann, weil er den Namen nicht in den Mund nehmen mochte, nur »H.« nannte. Schlimmere Wahrheit enthält die geflüsterte Mitteilung, an der Ecke des Ettersberges sei es still, kein Vogel sänge dort, wegen des Gestanks seien alle Vögel weggeflogen.

Später macht die Phantasie konkreten Erfahrungen Platz, Nachbarschaft, Häuser, Straßen definieren sich durch Bewohner: im Nebenhaus Klaus W., ein lieber, harmloser Junge, der keinen Vater mehr und eine stille Mutter hatte. Gegenüber Dörte S., ein sprödes Mädchen, das selten mit uns spielte, trotzdem imponierte – nicht nur, weil der Vater General war. Als ich blöd prahlte, ich habe auf einen Ausflug mit dem Jungvolk fünf Zuk-

kerstückchen mitbekommen und alle mit einem Mal aufgefressen, beschämte sie mich mit der Bemerkung, sie hätte sie ihrer Mutter zurückgebracht. Rechts neben Dörtes Haus der dumm-arrogante Klaus F., der sich mit uns nicht einließ. Im Haus links von ihr ein liebes, etwas älteres Mädchen, das, im Sommer 45 von einem GI »geschändet«, von ihrer Mutter gezwungen wurde, mit ihr gemeinsam so viele Apfelkerne und noch anderes zu sich zu nehmen, bis es zur tödlichen Vergiftung reichte. Dort im Untergeschoß Gerd H., der sich auf kleine Diebstähle und »Duckeleien« (= Tauschgeschäfte) spezialisiert hatte und eine Rotte kaum zehnjähriger Kleinstkrimineller bei Raubzügen in Kaufhäusern kommandierte. Auch der rothaarige Günter L. im Nebenhaus gehörte dazu. Schräg gegenüber, Ecke Liszt- und Cranachstraße, im Parterre Ursel H., die so groß war, daß man beim Ballspiel keine Chance gegen sie hatte. In der Etage drüber der lieb-doofe Horst R., der sich aufdrängte und nicht zur Kenntnis nahm, daß wir mit ihm nichts zu tun haben wollten.

Und dann die, vor denen wir, vorausseilend feige, auf die andere Straßenseite auswichen: Wiklaf S., über dessen ältere, frühreife Schwester böse getuschelt wurde, er selbst ein drahtiger, abenteuersüchtiger Raufbold, der wenig später vom Baum fiel und sich das Genick brach. In der Cranachstraße auf halbem Wege zur Pestalozzi-Schule der Obernazi Karl Astel, Autor jener Ahnentafel, die jeder ausfüllen, sich entweder als rein »arisch« oder jüdisch versippt ausweisen mußte. Seine Söhne standen im Ruf, Rabauken zu sein, mit ihnen ließ man sich ungern ein; einer war später als Verfasser feinsinnig-esoterischer Lyrik der personifizierte Gegenentwurf zum Vater.

In den letzten Kriegsmonaten trieben wir riskante Spielchen: Nachdem die Sirenen geheult und die Mütter nach uns gerufen hatten, blieben wir auf der Straße, um aus der Richtung der

Bombergeschwader zu erschließen, wohin sie flögen. Im Februar 45 war ich einmal stolz, richtig getippt zu haben: Dresden.

**Anneliese Mellinger.** Sie spielte mit uns im Kindergarten in der Garten-, dann Adolf-Bartels-, heute Abraham-Lincoln-Straße. Die oppositionell eingestellten Frauen, die die angeschlossene Jugendleiterinnen-Schule führten, mögen aus naheliegenden Gründen begrüßt haben, daß Gauleiter Sauckel, auch »Sauleiter Gauckel« genannt, seine Kinder zu ihnen schickte.

Irgendwann im Jahr 1939 oder Anfang 1940 kamen sachkundige Herren ins Haus, um die Kinder zu inspizieren, wir mußten uns halb ausgezogen beschauen lassen. Anneliese mußte sich splitternackt ausziehen, sich drehen und wenden und auf dem Fußboden kriechen.

Warum erinnere ich genau, daß wir – Fünf- oder Sechsjährige! – das peinlich fanden und Mitleid hatten? Vielleicht hat das entsetzte Gesicht der Kindergärtnerinnen geholfen. Wenig später waren wir »Erstenskläßler«; wohl deshalb weiß ich von Anneliese sonst nichts. Vielleicht auch, weil die Herren sie »lebensunwert« fanden und Konsequenzen auf dem Ettersberg empfohlen haben. Daß wir uns auf schuldunfähige Kindlichkeit herausreden können, verhindert Schatten von Mitschuld über der Erinnerung ebenso wenig wie der hilflose Versuch, über die schmale Gedächtnisspur irgend etwas wiedergutzumachen.

Warum erinnere ich ebenso genau, daß mir auf der Liszt-Straße – ich wollte für fünf Pfennig Brausepulver kaufen – ein Mädchen mit Judenstern am Kleid entgegenkam und mich mit großen, ernsten, dunklen Augen ansah? Weshalb, da ich von den Hintergründen nichts wissen konnte, steht das flüchtige Anein-